

Die Corona- Tagebücher

*** Teil 13 ***

<http://www.literaturhaus-graz.at>

Mit Einträgen von:

Helena Adler, Bettina Balàka, Birgit Birnbacher, Melitta Breznik,
Ann Cotten, Nava Ebrahimi, Valerie Fritsch, Monika Helfer,
Lucia Leidenfrost, Christian Mähr, Robert Pfaller,
Benjamin Quaderer, Julya Rabinowich, Angelika Reitzer,
Kathrin Röggl, Thomas Stangl, Michael Stavarič, Daniel Wisser

Die Corona-Tagebücher. Ein Projekt des Literaturhauses Graz

Konzept: Klaus Kastberger

Redaktion: Agnes Altziebler, Elisabeth Loibner

Weitere Infos:

agnes.altziebler@uni-graz.at

Tel. (derzeit): 0664/8565146

© Bei den Autorinnen und Autoren. Nachdrucke nur nach deren schriftlicher Genehmigung und mit dem Hinweis: Der Text ist Teil des Projekts „Die Corona-Tagebücher“ des Literaturhauses Graz.

INHALT

<u>HELENA ADLER: QUARANTANAMO 13</u>	<u>3</u>
<u>BETTINA BALÀKA</u>	<u>4</u>
<u>BIRGIT BIRNBACHER</u>	<u>5</u>
<u>MELITTA BREZNIK: CORONA TAGEBUCH</u>	<u>6</u>
<u>ANN COTTEN</u>	<u>8</u>
<u>NAVA EBRAHIMI</u>	<u>11</u>
<u>VALERIE FRITSCH</u>	<u>12</u>
<u>MONIKA HELFER: CORONA 13</u>	<u>13</u>
<u>LUCIA LEIDENFROST</u>	<u>15</u>
<u>CHRISTIAN MÄHR: CORONATAGEBUCH 13</u>	<u>17</u>
<u>ROBERT PFALLER</u>	<u>20</u>
<u>BENJAMIN QUADERER</u>	<u>22</u>
<u>JULYA RABINOWICH: ECHOKAMMER 13</u>	<u>24</u>
<u>ANGELIKA REITZER</u>	<u>25</u>
<u>KATHRIN RÖGGLA</u>	<u>28</u>
<u>THOMAS STANGL</u>	<u>30</u>
<u>MICHAEL STAVARIČ: CORONA-TAGEBUCH (TEIL 13)</u>	<u>32</u>
<u>DANIEL WISSER: CORONA DIARIES</u>	<u>35</u>
<u>BIOGRAFIEN</u>	<u>39</u>

Helena Adler: Quarantanamo 13

15. Juni 2020

Strömender Regen. Die Wolkendecke hängt bis knapp über meine Knie runter und mir zum Hals heraus. Ich fahre zur Therapie und höre laute Musik, dabei fallen mir Formulierungen und Geschichten ein. Später werde ich all meine Lieblinge aus dem Regal ziehen, sie zurechtstutzen. Dann zaubere ich uns einen Eselohrensalat, meine Leibspeise. Ich steige aus dem Wagen wie in eine andere Welt, denn ich weiß nicht mehr wie ich hierhergekommen bin. Es nieselt in mein Gesicht, würde ich heulen, niemand würde es bemerken. Die Nieseltropfen fallen immer dann, wenn der Himmel zu mir spricht, denn er spricht heftig, denk ich mir, und sehe mich kurz um, um mich zu orientieren. Mit meinem soliden Einzelkind Familienauto fühle ich mich den panzerartigen Bonzenautos, die den Parkplatz füllen, unterlegen. Wie eine Hypothek zwischen lauter Lebensversicherungen. Der schwarze Millionenkastenwagen, der knapp an mir vorbeifährt und mich mit dem Dreckwasser anspritzt als wäre ich nicht existent, verstärkt dieses Gefühl. Ein Müllmann winkt mir zu, ich grüße zurück.

Frau S., meine Therapeutin, fragt mich, wie es mir geht und wie es mit meinem Buch läuft. Und ich erzähle ihr von meinen Erfolgen und Misserfolgen. Davon, dass uns der ORF für ein Interview besucht hat und wir in letzter Sekunde ein Schreibzimmer präparieren konnten. Davon, dass wir einen schwarzen Bauhaus-Boden selbst verlegt haben, was bei hartem Holz gut funktioniert, bei eigenen Büchern eher schlecht. Davon, dass mein Zeilenzimmer nach alter Dame stinkt, weil ich ein rotes, barockes Willhaben Sofa mit Stuhl ergattert habe, in dem wer weiß wie viele Leute dahingeschieden sind. Davon, dass dieser Raum jetzt aussieht wie Freuds Psychoanalysehöhle, ein Diwanbazar mit orientalischem Hundsteppich am Boden. Davon, dass niemand weiß, dass wir uns nicht zu schade sind, im Sperrmüll nach Schätzen zu graben. Davon, dass der Kameramann ganz nahe an mich herangekommen ist, um mein Gesicht von unten zu filmen. Davon, dass ich dabei bestimmt ausgesehen habe wie eine imposante Renaissancedame mit Doppelkinn. Und davon, dass ich über negative

Buchkritik so eingeschnappt bin wie ein Handke, darüber, dass ich mir jedes Wort davon merke wie ein Nashorn, dass über jeden noch so kleinen Kieselstein, der seinen Rücken trifft, stinkbeleidigt ist.

Bettina Balàka

14.6.2020

Die Erde ist ein zauberhafter Planet. Sie hat den Tigerschnegel, die Tiefseekrake und das Eichhörnchen hervorgebracht, Aasblumen, Mammutbäume, Bananen, Moose, Pilze, Viren und Wale. Es gab eine Zeit, wo man überall etwas entdecken konnte. Man fuhr mit Schiffen aus oder zog mit Hilfe diverser versklavter Tiere (Pferde, Kamele, Elefanten) und auch nicht immer erstklassig behandelter Menschen (Träger, Sherpas, Scouts) los und siehe da: Eismeere, Tropenparadiese, Wüsten, Hochgebirge, Leviathane, Mikroben, Paläste und Zelte. Auch eine Vielfalt an menschlichen Kulturen hat die Erde hervorgebracht, die aus eurozentrischer Sicht zwar durchaus zu bestaunen, dann aber auch schon zu unterwerfen und zu vernichten waren. Wir stehen am Ende dieser Entwicklung, denn die letzten indigenen Kulturen oder gar unkontaktierten Völker, die einen solchen Schatz im Reichtum dieser Erde darstellen, gehen der Auslöschung entgegen.

Es wird nie wieder einen Ersten geben, der ein kunstvoll geschnitztes Maori-Kriegskanu sieht, die mesmerisierende Gamelanmusik Balis hört, die Klicklaute der Khoisan nachzumachen versucht, die komplizierten Verwandtschaftsverhältnisse der Cherokees erforscht. Der Boden, den noch nie ein Mensch betreten hat, liegt nun allenfalls in neu gesprengten Tunneln, im Inneren von aktiven Vulkanen oder am ganz tiefen Meeresgrund.

In vielen Teilen der westlichen Welt werden gerade Statuen von Kolonialisten und Rassisten vergangener Jahrhunderte gestürzt. Leopold II. von Belgien, der Südstaaten-Präsident Jefferson Davis, der Bristoler Sklavenhändler Edward Colston – erstaunlich, dass ihr bronzener Ruhm überhaupt so lange überleben konnte. Gleichzeitig ist der Kolonialismus der Gegenwart in ungebremstem

Gang. Im Schatten der Pandemie wurden am Amazonas im großen Stil Wälder abgebrannt und indigene Bewohner vertrieben oder ermordet. In West-Papua, wo ein US-amerikanisches Unternehmen mit Unterstützung der indonesischen Armee Gold und Kupfer abbaut, haben sich die Indigenen mittels Straßensperren vor dem Virus zu verschanzen versucht. Die Vernichtung von Umwelt und Menschenrechten geht Hand in Hand, der Popanz ist das Kapital.

Die Natur erholt sich, dachte man am Anfang des Lockdowns und: Siehe da, wie schnell die CO²-Reduktion möglich war – da werden wir die Klimakrise doch auch in den Griff bekommen. Doch während man sich noch über die Sichtungen von Delphinen und Meeresschildkröten freute, wurde an der Zerstörung des Planeten durchaus weitergearbeitet. Aus dem Treibstofftank eines Kraftwerks in Sibirien liefen 20.000 Tonnen Dieselöl aus, die zu einer Umweltkatastrophe im Nordpolarmeer führen werden. Donald Trump nutzte das Chaos in seinem Land, um satte 100 Umweltgesetze aufzuheben, so wie auch sein Bruder im Geiste Jair Bolsonaro zwar für die Bekämpfung der Pandemie keine Lösungen hat, aber am Amazonas Brandschatzung und Faustrecht gelten lässt. Dazu gibt es eine neue Form der Meeresverschmutzung, die von Forschern bereits als „Covid waste“ bezeichnet wird – all die Desinfektionsmittelflaschen, Einmalhandschuhe und Wegwerfmasken, die nun mit einer Lebensdauer von 450 Jahren Strände und marines Leben beeinträchtigen werden.

Aus Spanien gibt es eine hochsymbolische Nachricht: Der Stierkampf, der im Lockdown eingestellt worden war, kehrt zurück. Das große archaische Schauspiel der Naturvernichtung muss schnellstens wieder aufgenommen werden.

Birgit Birnbacher

15.06. was von corona jetzt bleibt: wir haben ein paar neue wörter gelernt und manche haben eingesehen, dass eine grundausbildung in statistik doch etwas lebenspraktisches ist. wir sollen uns jetzt voneinander fernhalten und einander misstrauen, da der jeweils andere ein lebensgefährlicher virenträger sein

könnte. wir sollen angst haben und uns vor der zweiten welle hüten, weil diese im herbst, zusammen mit der grippewelle, vielen menschen den tod bringen könnte. wir haben jetzt andere probleme kennengelernt als das geldmachen und den systemerhalt, kümmern uns aber hauptsächlich wieder um das geldmachen und den systemerhalt. wir haben festgestellt, dass viele im systemerhalt frauen sind und diese frauen sehr schlecht verdienen, kümmern uns aber nicht weiter um diese frauen, die das system erhalten und sehr schlecht verdienen, sondern wenden uns wieder dem wirklich wichtigen zu, dem geldausgeben und -machen. wenn wir es dann geschafft haben, wieder ein ordentlicher wirtschaftsfaktor geworden zu sein, reden wir über das wesentliche, versprochen! und: wir sollen froh sein, uns wieder ums geldmachen und geldausgeben kümmern zu dürfen. ein bisschen stolz sein sollen wir auch: wir sollen stolz sein, als gesellschaft gut durch die krise gekommen zu sein. die systemerhaltenden frauen in den niedriglohnsektoren sollen auch stolz sein, weil wir so stolz auf sie sind! sie legen diesen stolz ihren kindern in die jausenbox und wir legen ihnen diesen stolz aufs pensionskonto, damit sie sich später, als alte mindestsicherungsbezieherinnen, immer noch freuen, gut durchgekommen zu sein.

Melitta Breznik: Corona Tagebuch

1.6.2020

Wir sind ein paar Tage in die Westschweiz gefahren, in ein Dorf an der französischen Grenze. Die erste „Reise“ seit Monaten. An einer Autobahnraststätte, an der sonst Unmengen von Touristen halten, ist das Restaurant geschlossen und der Parkplatz gespenstisch leer. Die Seepromenade von Montreux quillt am Wochenende von Menschen über, nachdem die Ausgangsregelungen weiter gelockert worden sind und sich alle nach draußen sehnen. Das Gefühl etwas Verbotenes zu tun, in dem man ungewollt anderen zu nahe kommt, bleibt wie ein unsichtbarer Film an einem kleben. Der Begegnung mit Unbekannten haftet inzwischen etwas Bedrohliches an.

3.6.2020

Das Dorf ist in seinem alten Teil, durch eine Brücke über den Bach, mit seiner französischen Hälfte verbunden. Es gibt zwar eine Absperrung, die aber so aufgestellt ist, dass man bequem passieren kann, vorbei an den unauffällig montierten Kameras. Die Menschen kommen und gehen zu jeder Tageszeit, passieren die Grenze mit ihren vollen Einkaufstaschen, denn alle Geschäfte befinden sich an der Hauptstraße im französischen Teil. Ein Schaf, das aus einer Weide entsprungen ist und die Brücke passiert, wird von den Polizisten, die gleich um die Ecke ihren Posten haben, zurück in die Schweiz gejagt. Auf der ein paar Häuser entfernten Kantonsstraße stehen die Autos der Pendler vor der Grenzkontrolle Schlange, die ernsten „Kontrollmienen“ der Zollbeamten, entsprechen dem offiziellen Ein- und Ausreiseverbot.

6.6.2020

Landung der Alliierten an den Stränden der Normandie. Wenig Hinweise auf das Ereignis in den Zeitungen, selbst in der New York Times war außer einer Snoopy-Karikatur, die das Thema ernst und still aufnimmt, nichts zu finden. Ich bin den Männern dankbar, die ihr Leben riskiert haben, gestorben sind für die Freiheit Europas. In diesen Wochen will der amerikanische Präsident die Truppen auf die eigene, für ihre Rechte demonstrierende Bevölkerung hetzen.

11.6.2020

Zurück in den Bergen. Das Thermalbad ist wiedereröffnet, einige Hotels haben den Betrieb aufgenommen, ebenso die Bergbahnen. Wir waren das erste Mal an diesem Wochenende auswärts essen. Es hat sich fast „normal“ angefühlt und ich musste nicht ständig an den „Käfer“ denken. Freunde getroffen, die über ihre „Coronazeit“ berichtet haben, und ich kann gar nichts von der Ruhe und Langsamkeit vermitteln, die mir in den letzten Wochen begegnet ist. Der Wunsch, diese Ruhe möge alle zutiefst berühren, möge ihr Fühlen und Denken verwandeln, wird sich kaum erfüllen.

12.6.2020

Motorradgruppen terrorisieren inzwischen wieder mit ihrem Lärm ganze Landschaften, als seien sie die Vorboten der Hölle. Der Verkehr im Tal hat deutlich zugenommen. An den Wochenenden kommen inzwischen mehr Menschen aus den Städten zum Wandern in die Berge. Die Schweizer Grenzen

werden in drei Tagen geöffnet. Der Grenzübertritt, der nun drei Monate nicht möglich war, ist etwas Besonderes, erst mit ihm beginnt wieder die Europäische Normalität.

Ann Cotten

Sonntag, 14.6.2020

Heute ist ein ferner Tag. Starker Wind, der die Hitze über die Oberfläche der Gegend, der Stadt, der Welt fegt. Wenn die modernen Fenster zu sind, geschieht das in gespenstischer Stille, wenn kein Zweig aufs Dach trifft, sodass es mich an Tage in Nagoya erinnert, so heiß, dass die Klimaanlage unabdinglich war, und ich vom Schreibtisch aus dem Fenster sah, wie sich ein Grashalm in der starken Hitze im Wind bewegte, ganz nah und in einer anderen Welt durch die Technologie.

In einer Einführung in fMRI hole ich Grundlagenwissen auf, dessen Fehlen bei mir gestern zu einem Verzweiflungsanfall geführt hatte – so wird das nie was – während zugleich eine Verkettung von Unzulänglichkeiten, mangelndem Speicherplatz und laut Systemangabe erfüllten, aber laut Installationsbericht nicht erfüllten Bedingungen die Installation von Updates und Programmen blockiert hatte, um die ich nicht herumkam, um ein paar bedeutungslose Kleinigkeiten schnell, vor der morgigen Deadline, zu erledigen. (Natürlich gibt es immer Workarounds, die aber vollkommene Neukonzeption und insofern annähernd gleich viel, vielleicht weniger, vielleicht aber auch mehr Arbeit bedeuten, als das Problem zu lösen.) Konkret sind es Videos, ein Beitrag für ein Poesiefestival, einer für einen professionell Bekannten zum Geburtstag – in meinem Beruf müssen wir generell, aber jetzt in der Coronazeit noch verstärkt, immer wieder gratis Content liefern, um uns selbst in der Gesellschaft zu halten. Im Fall von Videos, ist es vielleicht nett gedacht, dass man keinen Text schreiben, sondern nur seine Fresse hinhalten, frei von der Leber plaudern und auf Absenden drücken muss, aber so schaut das dann auch aus und ruiniert den Ruf der Dichternnie. In Wirklichkeit ist die Produktion eines Videos, das zu

sehen keine reine Zeitverschwendung sein soll, genauso extrem aufwändig wie jedes andere Kunstwerk, noch jenseits aller Anforderungen des jeweiligen Mediums. Und Videoschnitt habe ich, wie auch Buchhaltung, Werbung, Regie, Kamera, Drehbuch, nie gelernt. Um so einen Gratis-Beitrag im Sinne der Nettigkeit zu produzieren, auch auf allertiefstem DIY-Punk-Niveau, brauche ich ca eine Woche Arbeitszeit, was Konzeption, Ausführung, Schnitt, Selbstkritik, Workarounds, Hardware-Setup, Einarbeitungszeit usw. betrifft.

In der Nacht hat es aber dann noch größtenteils funktioniert, und ich kann im Prinzip mit dem Schnitt beginnen. Stattdessen toggle ich zwischen den verschiedenen Bergen an Literatur herum, die aus verschiedenen Gründen schwer zu lesen sind, und probiere die Tagesverfassung verschiedener Lesepositionen im Garten aus, wo in 30-Sekunden-Rhythmus die Sonne alles anbrennt und der Wind den Körper störend erschauern lässt.

In der Einführung in die junge Geschichte des fMRI-Scans wird zunächst einmal die Grundlage erläutert, dass jedes Feuern der Neuronen von einer erhöhten Blutzufuhr begleitet ist. Während das eigentliche Feuern oft nur eine Millisekunde dauert, erreicht die hämodynamische Begleiterscheinung erst nach fünf Sekunden ihren Höhepunkt. Es ist also wirklich wie eine Gummiente, die eine Flutwelle hinter sich herzieht. Ich muss sofort an den COVID-19-Virus denken, das Warten auf die zweite Erkrankungswelle; die Zahlen aus dem globalen Süden, die jetzt peaken, und die zum Kotzen sind. Zugleich, weil ich immer noch nahe an der Donau bin, und die ganze Zeit, sobald ich mit der Arbeit am Computer fertig bin, hinausfahren will, endlich, in die andere Welt der wispernden Pappeln und Glimmerstrände, um Medientheorie-Grundlagen zu lesen, sehe ich vor mir das Bild eines Kajaks oder eines Frachtschiffs, mit ihrer trägen Kursänderungsdynamik und den Wellen, die ans Ufer schwappen, lange nachdem das Schiff vorbeigefahren ist, und sehe Enten und Moorhühner, Blässhühner vor mir vorbeischwimmen. Die Enten in den kleineren Brunnen Schönbrunn, in der Kindheit ins Gedächtnis gebrannt zusammen mit den weißfleischigen Betonstatuen, in diesen ewiglangen Kindertagen in den unendlich großen, unendlich unterhaltungsreich-öden Parks. Es waren die 80er, und vielleicht war es da generell grauer, als noch wenig Abgasfilter eingebaut

waren, aber ich mag eigentlich das Graue an der Kindheit, jetzt ist es mir zu grell. Wenn der Wind weht wie heute, lockt es in die Unendlichkeit, und ich kenne das, fliegst du mit dem Wind davon, davon, davon, über den Braunsberg bis fast nach Bratislava, und später musst du dich gegen den Gegenwind zurückkämpfen. Das zu wissen ist fatal. Lebenserfahrung kann dir echt jeden Spaß verderben.

Drogen sind wichtig in meinem Leben, verteidigt ein Freund seinen Marihuanakonsum, aha, wirklich? sage ich bitter. In meinem Leben ist Glück auch wichtig. Aber ich habe leider zuviel Arbeit, um da konsequent die Auslösung von Glückshormonen an erste Stelle zu setzen. Aber ist es denn so? Habe ich eben das Angehen und hoffentlich Lösen von Problemen als Glücksquelle trainiert? Wirkt Marihuana deswegen bei mir nur als Nausea-Erreger, weil mein Unterbewusstsein weiß, dass während ich mich ausschalte, die existierenden Probleme sich weiter anhäufen? Aber warum bin nur ich an so ein Fließband des Problembewusstseins gekettet? Und wird meine Freude nun bis an mein Lebensende nur im Entdecken von Löchern und falschen Böden entstehen, die früher oder später eingekracht wären, wenn jemand, der oder die ich mag, einen Fuß darauf setzt? Womit habe ich, die Sorgenbimmler und Kümmerer so furchbar nerven, die von jeder Sorge ums eigene Leben fern ist, das verdient? Und warum sehe ich in letzter Zeit die ganze Zeit Männer, die handwerkliche Reparaturarbeiten erledigen, Beete aufgraben, Probleme analysieren, während neben ihnen Frauen stehen oder sitzen, die zusehen, Weinschorlen in der Hand? Das muss das sogenannte Proletariat sein? Und wenn ich mit einem Werkzeugkasten am Urban-Loritz-Platz an den polnischen Säufern vorbeigehe, ernte ich die eifrigsten Lall-Kommentare. Ich werde die Geschlechterdualität nie verstehen und in ihr auch nie glücklich existieren können. Vernunft macht mich zum misfit und zur Masochistin.

Ist vielleicht der Dualismus, Relikt einer Kombination von Monotheismen und Kasernenleben, auch so ein Frachtschiff, dessen Wellen Generationen später noch saugen und drücken?

Nava Ebrahimi

15.06.2020

Mit meinem Zeitgefühl stimmt etwas nicht. Zwei Wochen fühlen sich an wie eine. Vermutlich ist das der neuen Normalität geschuldet, die eigentlich die alte ist. Eigentlich deshalb, weil ich nicht mehr die Alte bin. Meine Welt ist geschrumpft. New York, Rio, Tokio war schon vor Corona mit der aufkommenden Flugscham in unerreichbare Ferne gerückt, aber München, Leipzig, Hamburg hatten noch innerhalb meines Radius gelegen. Nun bin ich froh, dass ich gelegentlich ins Café oder das Literaturhaus um die Ecke gehen kann.

Auch habe ich erst jetzt die Sanftmut in dem Wort „Badeschluss“ entdeckt. Wir hatten eigentlich schon gehen wollen, aber unsere belanglosen Gespräche hatten kein Ende gefunden, und die Kinder, die am Nachmittag noch gequengelt hatten, waren mit dem Sinken der Sonne in sich selbst versunken und begnügten sich damit, Steinchen ins Wasser zu werfen. Ansonsten durchbrach kein Schwimmer mehr die glatte, von den Bäumen beschattete Oberfläche. Das Licht, das noch auf uns fiel, war gütig. Andere rollten gemächlich ihre Handtücher zusammen, ließen die Luft aus ihren Gummitieren, schlenderten Richtung Ausgang, die Sonnenbrillen hochgeschoben, die Wangen und die Schultern rötlich und glänzend, froh darüber, dass auch dies wieder ein Sommer wie damals zu werden schien. Die Pommes kalt, das Bier warm, dennoch, es fehlte uns an nichts. Selbst das nahende Ende, das der Bademeister per Lautsprecher verkündete, riss uns da nicht raus. Im Gegenteil, das Wort „Badeschluss“ steigerte mein Wohlfühl nur noch.

Später saßen wir auf dem Balkon und die Playlist, die wir hörten, spielte zufällig das Lied „Badeschluss“ von 5/8erl in Ehr'n. Am Himmel sah ich einen besonders hell funkelnden Stern (Sternbild Adler, wie ich nach einer längeren Recherche heute glaube) und selten auch das Blinken von Flugzeugen. Matthias erzählte mir, dass wir vermutlich noch keine Außerirdischen getroffen haben, weil wir in einem Teil des Universums leben, in dem nicht viel los ist. Die Erde so etwas wie eine Insel in Ozeanien sein könnte, die erst sehr spät mit der Zivilisation in Berührung kam. Wenn ihm eins leid tue, dann, dass er

nicht erleben werde, wie die Menschheit Kontakt zu anderen intelligenten Lebensformen aufnehmen wird. Ich habe mich noch nie sehr für Außerirdische oder das Universum interessiert, aber dass wir universell gesehen eher zur Peripherie zählen, finde ich dann doch interessant. Das könnte die vierte große Kränkung der Menschheit sein, aber ich befürchte, wir haben aufgehört unsere Kränkungen zu zählen. Jedes Virus ist im Grunde eine Kränkung der Menschheit. Ich könnte mich aktuell besonders gekränkt fühlen, das Corona-Virus diskriminiert mich aufgrund meiner Blutgruppe.

Tue ich aber nicht. Erstens komme ich dafür besser durch die Pest und zweitens absorbieren mich gerade die Gedanken an einen neuen Roman, ebenfalls ein Zeichen für Normalität. Wenn Matthias begeistert vom Universum und von Außerirdischen spricht, kann ich ihm nicht mit derselben Begeisterung folgen. Mich fasziniert schon über alle Maßen, was hier auf der Erde zwischen intelligenten Lebewesen abläuft. Potenzieller Stoff bietet sich mir genug. Wenn ich darüber nachdenke, welchen Faden ich aufnehmen und weiterweben möchte, merke ich jedoch, dass ich nicht mehr die Alte bin. Ich denke darüber nach, wie ich schreiben kann, was ich lesen will. Es sollte keine Rolle spielen, im Idealfall sollte sich etwas aufdrängen und in einem Geniestreich aufs Papier fließen, ich weiß, aber das tut es dieses Mal nicht. Meine Überlegungen spielen keine Rolle auf einer oberflächlichen Ebene, nicht dort, wo es um Setting, Handlung, Figuren geht, sondern auf einer tieferliegenden, wo sich die Figuren berühren, durch den Raum bewegen, sich als losgelöst oder verbunden wahrnehmen. Ich frage mich, wie sehr sie sich der Erschütterung bewusst sind, die wir alle erlebt haben.

Valerie Fritsch

15. Juni 2020

Die Masken sind verschwunden, jeder trägt wieder ein Gesicht. Die große Katharsis ist ausgeblieben, die Kehrtwenden im Ich, die die Zeitungen herbeigeschrieben haben, sind nicht eingetreten, die Menschen dieselben geblieben, mit

ein paar Problemen mehr, und der Verpflichtung zu Heimaturlaub. Als Souvenir behält man neue Vokabeln im Setzkasten des Hirns, ein Wörterbuch der Krise, ein Index seltsamer Tage. Seuche geht einem nun leicht von den Lippen, die Monate waren eine Sprachübung für fremde Begriffe, die man gleich mit dem Alltag beglaubigen musste. Die Welt kippt in sich selbst zurück. Und auch wenn nichts Außergewöhnliches mehr passiert, die Zeitungen schweigen, ist sie voller Schicksale, weil sie nicht anders kann. Nur der Sommer tut, als wäre er ein anderer, verwechselt sich mal mit dem Herbst und mal mit dem Winter, damit einem die Sehnsucht nicht ausgeht. So ist er.

Monika Helfer: Corona 13

1. Juni-Woche

Meine Tochter sagt mir beim Aufwärtsgehen auf den Berg: „Ich sehe das Alter an den Augen und am Hals.“

Sie dreht sich um und sieht mich an.

„Denkst du an eine bestimmte Person?“, frage ich.

„Nein, nur so, ist mir grad eingefallen.“

„Soll ich dir erzählen, was ich gerade gehört habe?“, frage ich.

Im Zimmer einer Greisin versammelten sich fünf Männer. Sie sahen sich nicht ähnlich, waren in Harmonie, es schien, als handelte es sich um ihre fünf Söhne. Weil Corona umging, waren sie in Sorge um die alte Frau und täglich besuchten sie sie. Waren es ihre Söhne? Nein, waren sie nicht. Es waren ihre fünf Ehemänner, die sich um sie versammelt hatten. Einer kämmte ihre Haare mit größter Sorgfalt, der zweite, massierte ihre Füße, der dritte sang ihr das Lied von der verwunschenen Königstochter, der vierte tupfte Parfum in ihre Armbeuge, der fünfte schrieb ihre Wünsche auf: eine Haarspange in Form eines Schmetterlings, saure Drops und eine kleine Flasche von dem guten Bourbon, aber nur eine kleine Flasche, du weißt, welchen ich meine. Sie kannte die Reihenfolge der fünf Ehemänner nicht mehr, jeder von ihnen hatte sie irgendwann verlassen und war irgendwann zurückgekommen, weil es nirgendwo besser

gewesen war als bei ihr. Die Greisin hatte nie Kinder gehabt, ihre Kinder waren ihre Männer gewesen, die sie beschützt und verhätschelt hatte. Alle Fünf hatten sich zusammengetan und lebten in einem Haus und ihre Sorge um die liebende Frau, die jetzt eine Greisin war, war ihr größtes Anliegen.

Jetzt, da der böse Virus ins Land gezogen war, hatten sie Angst um die Frau, die sie angebetet hatten und von der sie angebetet worden waren. Corona legte sich der Greisin auf die Brust, und sie war nahe am Tod. Die fünf Männer versammelten sich um ihr Bett, sie trugen ihre besten Anzüge und ihre polierten Schuhe. Ihre Hände lagen auf dem zugedeckten Körper der Greisin. Als sie gestorben war, hörte man die fünf weinen. Lange noch.

„Mama“, sagte meine Tochter, „das hast du gerade erfunden, gib es zu! Männer, die man mit Söhnen verwechseln könnte!“

Ich sagte: „Hab ich das?“

2. Juni-Woche

Sie fragt, ob ich ihr eine Maske schenke. Die Frau, die jeden Samstag bei mir läutet. Sie trägt drei Taschen bei sich, gefüllt mit Gemüse, das sie geschenkt bekommen hat. Von der Tochter, die in der Schweiz arbeitet. In einem Migro, wo die weggeworfenen Sachen schöner aussehen als die unseren im Regal. Diesmal sind ihre Bananen beinahe schwarz. Süß, süßer, ideal für Nachspeise. Hast du Honig?, fragt sie. Honig hat sie keinen. Honig wird nicht weggeworfen. Weil Honig lange nicht kaputt wird. Hast du Butter? Butter hast du. Butter in die Pfanne, darüber die Bananen, darüber den Honig. Es wird wie Bonbon. Kennst du braune Lutschbonbon? Macht glücklich. Bananenschalen kannst du klein schneiden und als Pflanzendünger verwenden. Bitte, gib mir eine Maske, sagt die Frau.

Du brauchst keine Maske mehr im Freien, sage ich.

Es sieht besser aus für die Leute mit Maske, sagt sie. Da sehen sie nur meine Augen. Hast du einen Kamm für mich?

Sie sollte sich wirklich durch die grauschwarzen Haare fahren, sie sehen verfilzt aus. Ihre Fingernägel sind schwarz.

Hast du Schuhe? Sie hebt einen Fuß und zeigt mir eine Schuhsohle. Abgelaufen.

Welche Schuhgröße?, frage ich. Magst du Bergschuhe?, frage ich.
Bergschuhe gehen. Und Socken, bitte nicht aus Wolle. Ich bin empfindlich.
Wolle beißt. Gibst du mir eine neue Maske, hast du vielleicht zwei oder drei?
Ich brauche heute kein Gemüse, sage ich. Weißt du, ich fahre weg.
Du fährst gar nicht weg. Du sagst das nur, damit ich nicht komme.
Ich fahre nach Graz, sage ich
Graz war ich schon, sagt sie. Ich habe zwei Flaschen Wein von meinem Mann.
Hab ich ihm weggenommen, als er besoffen war. Nein, er schlägt mich nicht,
dafür ist er zu schwach. Früher schon. Meine Söhne sind krank. Schlechte Mä-
gen. Kaputte Zähne. Wohnen nicht mehr bei mir. Ihre Frauen sind schlecht.
Arbeiten nicht. Enkel sehr schön, nächstes Mal zeige ich dir Foto. Am schön-
sten ist Mirko. Ist deine Nachbarin gut? Redet sie mit mir?, fragt sie.
Weißt du, sage ich, die ist zu alt, die hört nicht gut, die macht die Tür vor deiner
Nase zu. Geh nicht hin, sage ich.
Vielleicht mit Maske? Weißt du, die Masken, außen sind sie blau und sehen so
frisch aus.
Ich schenke ihr einen Fünferpack, sage ich.
Kennst du andere gute Frau? Männer sind nicht gut. Keine Zeit. Weißt du, mit
der Maske sehe ich gut aus. Ja, und das Geld, sagt sie.
Warte hier. Ich bin gleich da, sage ich.
Viel Glück für deinen Mann, ruft sie mir nach. Er ist ein guter Mann, ich weiß,
für deine Kinder, die Schwiegertochter ist nicht freundlich, guter Sohn, gute
Tochter, Glück für alle.
Sie bekreuzigt sich.

Lucia Leidenfrost

02.06.2020

In den evangelischen Kirchen, heißt es, darf nur mitgesummt werden, in den
katholischen hingegen – man neigt schließlich zum Pompösen – auch gesun-
gen.

03.06.2020

Dieser Dauerzustand, Daueranmeldung im Restaurant, beim Friseur, diese Dauerzahlen, Dauerinfektionsmeldungen, Dauerschlangen, Dauervideokonferenzen, Dauerabstandsregeln, Dauermasken, die Dauergespräche und das Dauer-Homeoffice. Alles dauert in der Pandemie immer so lang: Man steht in irgendeiner Schlange, wird beim Eingang von Lebensmittelläden, Postämtern und Bäckern gezählt und auf Masken geprüft, muss für eine Packung Nudeln einen ganzen Einkaufswagen vor sich herschieben.

04.06.2020

Wo sind sie eigentlich? Die wildgewordenen Bären und abschlussbereiten Wölfejäger, die giftigen Spinnen und ausgebrochenen Schlangen? Wir sehnen uns nach den Sommerlochnachrichten mit ausgerissenen Löwen und Krokodilen, gesichteten Wölfen und Bären, gefährlichen Schlangen und anderen Tieren, die durch die Medien getrieben werden. Gerade ist der Mensch das müde Tier in seinem Käfig. Es gähnt, während es hinausguckt und hofft, dass die Viren nicht an seinem Käfig Halt machen, sondern einfach weiterziehen und es in Frieden lassen.

06.06.2020

Liebe Nava, lieber Thomas, Symptom zu werden ist gut, aber ich weiß nicht genau, wie das geht. Es gibt keinen Abstand zwischen mir, den Ereignissen und meinen Worten. Gibt es eine Poesie, eine Poetik für diese Pandemie? Wo und wie habt ihr eure Poetik gefunden? Hätten wir es in einem anderen Format leichter gehabt? Liegt es am Wesen eines Tagebuchs, viel mehr Bericht und Beschreibung als Spielwiese zu sein?

08.06.2020

In die Schreib-Runde gefragt: Wer von euch allen hat denn wie Helena „Echtes Rohmaterial“ (1.06.2020), aus dem ihr dann kurz vor Abgabe schöpft? Und können wir das verraten oder macht das die Leser*innen nur unnötig neugierig?

10.06.2020

Im Wochen-Jetzt zu bleiben, schreibt Kathrin Röggl (24.05.2020). Ja, denke ich, so war das bei mir auch, und das war irgendwie in den Lockdown-Wochen schön und entschleunigend: Es ging eigentlich allen so. Seit die „neue Norma-

lität“ begonnen hat, ist wieder jede Woche mit Erwartungen und Terminen bestückt.

11.06.2020

Dass die eigenen Texte wirklich von Fremden und ganz unabhängig von den eigenen Orten oder dem eigenen Körper gelesen werden, ist zwar etwas, was man als Autor*in theoretisch weiß, aber sich nicht so richtig vorstellen oder spürbar machen kann. Ich drehe eine Extra-Runde, weil jemand auf der Wiese ein Buch in den gleichen Farben wie mein neues in den Händen hält. Noch schwieriger, würde man denken, wird es bei digitalen Texten, denn man kann schließlich nicht in die Handys, Tablets, Laptops schauen und mitlesen. Durch die sozialen Netzwerke weiß ich aber längst davon, dass wir gelesen werden.

12.06.2020

Das Prosanova (Festival für junge Literatur) kommt dieses Jahr in mein Wohnzimmer, in die Küche und den Park um die Ecke. Ich fahre mit dem Street-View-Taxi durch München, sitze in Zürich am See und stehe im Nordirak vor einer der ältesten Brücken der Welt, schlecke Eis, während ich einer Stimme lausche. Dazwischen gibt es Nudeln für uns drei, ich dusche, halte ein Schläfchen, baue Türme mit Bausteinen und merke, wie schön es ist, ein Festival von zu Hause aus zu besuchen. Jetzt traut sich die Literatur also endlich digital zu werden. Das kann von mir aus hinübergerettet werden in die Zeit nach Corona.

Christian Mähr: Coronatagebuch 13

8.6.2020

In Dornbirn wird die Maskenpflicht bis jetzt noch ernstgenommen. Jedenfalls in Geschäften. „Maske auf“ gehört zur Routine, jeder und jede hat die eigene mit, viele selbstgenähte Stoffmasken mit bunten Motiven, wie ich sie auf Bildern aus Asien noch nie gesehen habe. Kulturelle Unterschiede. Wir unterschreiben ja auch auf Gipsbeinen und besprühen jede Wand mit mehr oder weniger gelungenen Zeichnungen – Abendland halt, da sieht man es wieder: alles gerinnt uns zur Kunst, auch der trivialste Alltagsgegenstand. Ich benutzte die Maske, die im Supermarkt gratis verteilt wird. Alles Routine, kein Problem.

Wie wichtig Masken sind, hat eine Studie der TU Berlin gezeigt. Ich hatte im Tagebucheintrag 11 ein Video erwähnt, das die beim Sprechen ausgestoßenen Aerosolpartikel im Laserlicht sichtbar macht; flugs haben sich Wissenschaftler der erwähnten TU aufgerafft, ihre wichtigen Forschungen hintan zu stellen und zwischendurch einen Apparat zu basteln, der die Partikel auch *zählt*. Anlass war die Horrorgesangsstunde einer Baptistengemeinde in Frankfurt: 40 Ansteckungen. In Vermont wurden beim Chorsingen 53 von 61 Anwesenden infiziert, drei sind gestorben. Warum? Die Berliner Forscher fanden heraus: Der Mensch emittiert schon beim bloßen Atmen Aerosole, wenn er also die Pappen hält; sobald er spricht, erhöht sich die Zahl aufs Dreifache, beim Singen aber aufs Hundertachtzigfache. Jetzt wäre schön zu wissen, wie lang die Mikrotröpfchen in der Luft bleiben, wie „mikro“ sie überhaupt sind, wieviel Viruspartikel sie jeweils enthalten, mit welchem Einsatz von Ozon oder UV-Strahlung man ihnen wie schnell den Garaus macht. Solche Sachen halt. Ja, ich weiß, das ist schwierig; man braucht aktive Ausscheider, die in den Apparat hineinsprechen, husten, singen. Aber an solchen Leuten herrscht ja kein Mangel. Es ist schließlich eine Pandemie. Ich verstehe nicht, wie man so eine Sache fünf Monate laufen lässt, bis einer auf die Idee kommt, sich die Aerosole anzusehen.

9.6.2020

Erstaunlich, wie gut das zweiseame Zusammenleben unter Coronabedingungen funktioniert. Liegt vielleicht an den fünfunddreißig Jahren Erfahrung. Oder eher: an ihr. Wir machen jedenfalls *nicht alles gemeinsam*, das ist der sichere Weg ins Out. Selbstverständlich ist nichts, in der Umgebung gab es Trennungen; man darf annehmen, dass ein Aufeinanderhocken unter Corona die Bruchgrenze erreicht. - Den Menschen fällt nicht mehr ein, was sie kochen sollen, war zu lesen. Wir zwei haben immer gekocht; Monika ausgezeichnet, ich mittel. Hatten noch nie das angebliche Hausfrauenproblem „Was koche ich heute?“ Ganze Armeen von Frauen kochen immer noch jeden Tag; die unterstellte Frage selbst ist Ausdruck offener Herablassung. Wenn euch nichts einfällt, schaut in ein Kochbuch!

10.6.2020

Schaut euch keine Coronaberichte im TV an, die nach ein Uhr in der Nacht beginnen. Der Spätertermin hat seine Gründe. Da drehen die deutschen Fernseh-teams ihre Runden durch diverse Intensivabteilungen der Kliniken von Süd nach Nord, von Ost nach West. Erstaunliche Bilder, zum Einschlafen eher nicht geeignet. Die wochenlang Beatmeten tragen rote Schwären im Gesicht, ich will gar nicht wissen, woher das kommt. Einer der Covidisten klagte über Angina pectoris-Beschwerden. Angiographie ergab – nichts. Kein verstopftes Herzkranzgefäß, nicht einmal ein verengtes. Ratlose Arztgesichter. Etwas später bekam er Rhythmusstörungen, dann ist er, nun ja – verstorben. Das Virus hatte das Herz angegriffen. Ja, das macht es, wenn ihm danach ist. Ein anderer Patient hatte das Größte überstanden (keine Beatmung mehr nötig), unangenehm ist jetzt nur, dass seine Arme und Beine unkontrollierbar zittern. Man hofft, das gibt sich wieder ... das Virus hat offensichtlich das Gehirn befallen. Der Mann ist noch berufstätig, also Anfang sechzig – damit gehört er wohl zu den Personen, über die sich ein süddeutscher Provinzpolitiker vor Wochen äußerte: „Wir retten Leute, die in ein paar Monaten eh gestorben wären“. Übrigens: ein Grüner. Fachlich sowieso Blödsinn, aber als Gesinnungsausweis interessant. Nicht Sozialdarwinismus, sondern sozusagen der ganz normale Darwinismus. Weg mit den Schwachen, das unerbittliche Gesetz der Natur ... und so weiter.

Diese Patienten waren übrigens seit Wochen virenfrei. Wir haben nur noch wenige Akutfälle, dafür über 15.000 Genesene. Das heißt bei Corona etwas anderes als bei der normalen Grippe. Auch der Begriff „weaning“ war mir neu. Heißt wörtlich „entwöhnen“ und meint die Entwöhnung der künstlich Beatmeten und Ernährten von Schlauch und Magensonde. Die müssen wieder lernen, selbstständig *Luft zu holen* und zu *schlucken*. Ja, schlucken! Können sie nämlich nicht mehr, die Muskeln erstarren. Aber keine Angst, „weaning“ funktioniert, dauert auch nur drei Wochen oder so. Erst dann beginnt die eigentliche Reha. Faustformel: Ein Tag Beatmung – eine Woche Reha. Da lernen sie dann alles andere außer Atmen und Schlucken, was sie auch nicht mehr können. Sitzen, Stehen, Gehen, solche Sachen. – Das sind *Versehrte*, kein gebräuchlicher Ausdruck mehr, weil die Versehrten der Weltkriege des letzten Jahrhun-

derts verstorben sind, jetzt haben wir aber neue aus dem Krieg, den ein Virus führt. Gegen uns alle.

11.6.2020

Gestern meine Lesung in Feldkirch. Die erste Veranstaltung im Saumarkttheater seit dem lockdown. Erstaunliche Besucherzahl, Beifall.

Salvete!

Robert Pfaller

Montag, 1. 6.

Mein Lieblings-Coronatext der letzten Woche: Peter Moeschls Artikel „Verhältnismäßigkeit unter mäßigen Verhältnissen“.

Angesichts der Tendenz zur Quantifizierung in einer „Verwaltung des Mangels“ in der Medizin schreibt er:

„Wäre es demgegenüber nicht sinnvoller, gar nicht erst zu versuchen, ein (ohnehin unerreichbares) "gerechtes" System der Triage zu finden, sondern ein von vornherein entsprechend resilientes Gesundheitssystem zu entwickeln, das nicht Gefahr läuft, die solidarisch herausgeforderte Gesellschaft durch Diskriminierung zu sprengen?“

<https://www.wienerzeitung.at/meinung/gastkommentare/2061862-Verhaeltnismaessigkeit-unter-maessigen-Verhaeltnissen.html>

Mittwoch, 3. 6.

In einem Radiointerview zu meinem neuen Buch *Die blitzenden Waffen. Über die Macht der Form* fragt mich eine Journalistin, ob ich denn ein Beispiel für eine solche brillante Formulierung geben könnte – eine „blitzende Waffe“ im Sinn des Rhetorikers Quintilian. Zum Glück ist mir dazu etwas aus der Corona-Diskussion eingefallen: Der Experte für öffentliche Gesundheit Martin Sprenger hat die von der österreichischen Bundesregierung verhängten Einschränkungen mit dem Satz kritisiert, „*Wir fahren mit Schneeketten auf trockenen Straßen*“.

Ein brillantes Bild, das wie jedes gute Bild sofort jenes Gegenbild zertrümmert, in dem wir, wie Wittgenstein schreibt, „gefangen“ waren. Es ist nämlich nicht nur so, dass all das vielleicht nichts nützt. Vielmehr sind die Maßnahmen selbst äußerst gefährlich und richten massiven Schaden an (die aufgrund verschobener Operationen Verstorbenen zum Beispiel sind meines Wissens noch nicht gezählt). Das wird durch dieses Bild für die schneekettenerfahrenen Österreicher sofort deutlich.

Donnerstag 4. 6.

Die Demonstration gegen Rassismus in Wien muss gewaltig gewesen sein – schon gemessen an dem rund 90minütigen Verkehrsstau, in den ich im 4. Bezirk etwa gegen 19 Uhr geraten bin. Unglaubliche Menschenmengen sehe ich am Karlsplatz und in der Operngasse, die ich nach etwa einer Stunde Fahrt im Schnecken tempo von der Favoritenstraße über die Preßgasse und Wienzeile erreiche. Die Stimmung erscheint mir heiter; auch die Autofahrer zeigen sich verständnisvoll und gelassen. Denken sie sich: 'Endlich wenigstens mal wieder ein Stau?' (Nachdem man eine Zeitlang fast gespenstisch freie Bahn hatte.) 50.000 Menschen sollen teilgenommen haben, lese ich am nächsten Morgen. Ich denke mir, so nahe, wie die einander gekommen sind – wozu will man uns da jetzt eigentlich noch verbieten, dass 300 Leute nebeneinander in einem Theater sitzen? Ist das nicht lächerlich?

Montag, 8. 6.

Endlich wieder gemeinsames Arbeiten in der Wiener Forschungsgruppe für Psychoanalyse "stuzzicadenti".

Die praktizierenden Analytiker erzählen: die Zahl der Analysanden hat in den letzten Monaten stark zugenommen. Es herrschte Hochbetrieb auf zoom, skype und am Telefon.

Ein Kollege sagt: Das funktioniert aber alles nur für eine sehr kurze Zeit – so wie die Katze im Zeichentrickfilm, die den Boden unter den Füßen verloren hat, noch kurz durch die Luft läuft, bevor sie abstürzt.

Ich frage, was die Nachteile der Medien sind. Er sagt: „Wie soll man denn am Telefon schweigen?“

Sonntag, 14. 6.

Die Tage der Corona-Einschränkungen brachten auch Sport-Abstinenz im Fernsehen mit sich. Nicht einfach für jemanden wie mich, der in Sachen Fußball gelegentlich gewisse Tendenzen zur Sucht zeigt.

Ich bemerke etwas Eigenartiges. Ich habe wenig Lust, mir (z. B. auf youtube) alte Fußballmatches anzusehen (vielleicht abgesehen von einigen legendären Szenen). Ich kann mir aber alte Tischtennispartien sehr gut ansehen. Manche davon sogar in kurzen Abständen mehrmals hintereinander. Woher rührt die Unempfindlichkeit gerade dieses Sports (vielleicht nur in meinen Augen) gegen die in ästhetischen Dingen doch so oft vernichtende Wirkung der Wiederholung?

Vgl. dazu Freud:

„Ein zum zweitenmal angehörter Witz wird fast wirkungslos bleiben, eine Theateraufführung wird nie mehr zum zweitenmal den Eindruck erreichen, den sie das erstemal hinterließ; ja, der Erwachsene wird schwer zu bewegen sein, ein Buch, das ihm sehr gefallen hat, sobald nochmals durchzulesen. Immer wird die Neuheit die Bedingung des Genusses sein.“

(Sigmund Freud: Jenseits des Lustprinzips, in: ders., Studienausgabe, Bd. III, Frankfurt/M.: Fischer, 1989: 213-272; hier: 245)

Vielleicht ist das deshalb so, weil Tischtennis nicht das Ereignishafte des Fußballs hat, der live übertragen und rezipiert wird?

Benjamin Quaderer

Dienstag, 02.06

Sätze, wie nur eine Pandemie sie schreibt: „Außenminister Heiko Maas (SPD) hatte am 17. März wegen der Corona-Pandemie pauschal vor touristischen Reisen in alle etwa 200 Länder der Welt gewarnt – ein beispielloser Schritt.“

Mittwoch, 03.06

Eine Woche nachdem George Floyd in Minnesota von vier Polizisten ermordet worden ist, beruft der österreichische Innenminister eine Pressekonferenz ein. Es geht um das Haus Adolf Hitlers. „In Zusammenarbeit mit der Fachkommis-

sion haben wir uns dazu entschlossen, aus dem Geburtshaus eines Massenmörders ein neues Kapitel in der Geschichte der Zweiten Republik aufzuschlagen. [ich stelle mir eine dramatische Pause vor] Eine Polizeistation ist die geradezu geeignetste Nutzung“.

Samstag, 06.06

Da sind wirklich unfassbar viele Menschen. Wir stehen vor Saturn, nicht weit entfernt von einem Kleinbus der Polizei, aus dem per Lautsprecher durchgegeben wird, dass der Alexanderplatz maßlos überfüllt sei und nicht mehr betreten werden dürfe, man wolle eine Massenpanik vermeiden. Seltsam, dass bei einer Demonstration, die auch eine Demonstration gegen Polizeigewalt ist, den Anweisungen der Polizei Folge geleistet wird. 1500 Teilnehmende sollen angemeldet worden sein. Gekommen sind mindestens zehn Mal so viele. Schon der Weg hierher – von jeder Seitenstraße sind immer mehr Menschen auf Fahrrädern eingebogen – hat sich als Teil von etwas Großem angefühlt, etwas, das immer weiter anschwillt und wächst, und dass die meisten ganz in schwarz gekleidet sind, hat dieses Gefühl noch weiter verstärkt. Je näher wir dem Alex gekommen sind, desto mehr Leute haben begonnen, Gesichtsmasken anzulegen. Ich weiß nicht, wann ich zuletzt unter so vielen Menschen gewesen bin. Wie traurig, dass der Anlass dafür einer wie dieser sein muss.

Sonntag, 07.06

Beim Minigolfspielen werden Einweg-Handschuhe gereicht.

Mittwoch, 10.06

Heute ist es genau drei Monate her, seitdem ich zum letzten Mal U-Bahn gefahren bin.

Donnerstag, 11.06

An das Geisterhafte könnte ich mich gewöhnen. Wie schön es in der leeren Allianz Arena hallt. Nur das Geschrei der Spieler und ihrer Coaches ist zu hören, keine Fangesänge, keine Störgeräusche, kein verschüttetes Bier. Fußball ohne Drumherum ist wie Schach. Uli Hoeneß und Karlheinz Rummenigge sitzen verloren auf der Tribüne. Endlich räumen wir den Geistern den Platz ein, der ihnen gehört.

Samstag, 13.06

Corona ist vorbei. Das Pärchen von gegenüber ist wieder zurück. Seit Anfang März hat in ihrer Wohnung kein Licht mehr gebrannt, ich nehme an, sie waren bei den Eltern auf dem Land, immerhin haben sie ein kleines Kind, in einem Haus mit Garten, das haben jetzt ja alle zu schätzen gelernt, das Landleben, die Dörfer, aber jetzt sind sie wieder da. Mal sehen, wie lange sie bleiben.

Montag, 15.06

Geträumt, dass ich ein Restaurant betrete und niese. Die Gäste schauen mich angewidert bis panisch an, einige drehen sich weg, andere verlassen den Saal.

Julya Rabinowich: Echokammer 13

8.6.2020

Dass wieder ein gewisses Leben einkehrt, merkt man vor allem daran, dass man keine Corona-Tagebücher mehr verfassen möchte. Das Gefühl entspricht jenem Gefühl eines Bergsteigers, der den Aufstieg zum Gipfel sehr genau, den Abstieg ins Tal nicht mehr ganz so genau und die Ankunft beim Dorfwirt schon gar nicht mehr festhalten möchte.

Der Hund hat die Operation hinter sich und wir schlaflose Nächte.

Nach monatelanger Selbstbekochung und Alleinverkostung wird man erneut widerwilliger und küchenfremdelnder. Die Speisekarte überrumpelt mit Entscheidungsmöglichkeiten.

Man quatscht beim Essen im Freien mit anderen, man lässt sich Pizza bringen, Sushi. Jene Speisen, deren Erzeugung einem fremd ist, während man keine Nudelgerichte mehr ertragen kann und die gegrillten Zucchini doch langsam beginnen, heftige Aversionen auszulösen.

Die Kleider sind gemeinsam mit der Geduld enger geworden. Der Sommer aber springt einen voller Hinterhältigkeit an, eine Badesaison dräut herauf, während man noch daran zweifelt, ob man tatsächlich alle Routinen der Unterwerfung an das Schönheitsregime, das dem weiblichen Körper zugeordnet ist, wieder aufnehmen wird oder nicht. Die Zehennägel sind im Bereich des Ibiza-Skandals. Von intimeren Stellen nicht zu sprechen. Die Nachbarn haben laut-

starken Sex. Es stört nicht, es beflügelt aber die Gedankengänge, ob sie es im Yetimodus treiben oder nicht.

In Amerika wird ein schwarzer Mann von der Polizei getötet, wie schon so oft, und das von der Pandemie gebeutelte Land nimmt es nicht mehr so hin wie zuvor und der Präsident beschließt, ein Kriegsgame nachzustellen. Das Problem damit ist, dass man es nicht wieder neustarten kann.

In Russland ist alles super, schreiben die russischen Medien, und eine russische Freundin meiner Mutter schickt ihr jeden Tag kommentarlos Fotos von Wänden. Die sie in ihrer Wohnung aufgenommen hat, die sie seit vielen, vielen Wochen nicht verlassen kann. Sie ist allein.

In Brasilien werden einfach keine neuen Infektionszahlen veröffentlicht. Wo Populismus herrscht, herrscht der Tod.

Eigentlich ist es jetzt an der Zeit, keine Corona-Tagebücher mehr zu schreiben. Sondern die Chroniken des populistisch bedingten Untergangs.

Angelika Reitzer

(3.6.)

Die scheinbare Normalisierung meines Alltags macht sich darin bemerkbar, dass ich mir wieder Nachrichten im Fernsehen anschau. Endlich wieder Zeit für Korruption (österreichische Innenpolitik), strukturellen Rassismus und Gewalt gegen Demonstrierende (USA) und schlechte News in Sachen Umweltschutz/ Abwenden des Klimawandels.

(4.6.)

Schlecht schlafen und weird träumen, das ist meine alte Normalität, die ich herübergerettet habe, über die Krise, wobei mich das Wort Krise weiterhin stört, weil es in seiner mittlerweile akzeptierten Verharmlosung für den zeitgenössischen Alarmismus gut funktioniert. Pandemie und deren politische Instrumentalisierung passt eher oder eine Floskel aus meinem Lieblingsgebiet, dem Individualverkehr, Fahren auf Sicht. Komisch nur, dass man abwechselnd irrsinnig raste und dann wieder abrupt abbremsste, sich kaum von der Stelle bewegte, ob die Sicht gut war, naja.

Jedenfalls darf man wieder Leute einladen und so habe ich letzte Nacht Monika Helfer und Michael Köhlmeier gebeten zu uns zu kommen, die ich allerdings nicht privat kenne. Die Einladung findet im Haus meiner Eltern statt, das sehr vollgestellt ist mit abgelaufenen Möbeln aus dem vergangenen Jahrhundert, allesamt speckig und fettig, die farbigen Leintücher aus unserer wirklichen Wiener Wohnung gibt es praktischerweise auch dort. Die Wände im Wohnzimmer sind dunkelblau gestrichen und darüber ist mit Filzstift sehr kleinteilig jede Wand vollgekritzelt, eine Mischung aus kurz zurückliegender Arbeit und einem Kunstwerk, dessen Schöpfer*in mir nicht einfällt. Frau Helfer ist interessiert (höflich), fragt nach der Technik und meint, dass ihr Mitbringsel (Sprühschablonen für die Wand) überraschenderweise gut passen würde. Mir ist das alles eher unangenehm (die vielen Möbel, das Haus überhaupt, nichts passt zusammen, nichts ist vorbereitet), ich verziehe mich immer unter einem Vorwand und bin dann verärgert, dass nicht unser großer schöner Tisch aus Ulmenholz in der Küche steht, sondern drei wackelige Campingtische, weil der alte Tisch zum Sauabstecken (?) zu schmierig und zu klein ist. Immer wieder lassen wir die Gäste mit anderen Leuten, die auch allein sind und hoffen, sie können etwas miteinander anfangen.

Liebe Frau Helfer, möchte ich hinüberryufen in ihr Tagebuch, wenn ich Sie einmal einlade, brauchen Sie keine Angst zu haben, es war eh mein Traum.

(5.6.)

Gefüllte Zucchini Blüten, Schnecken in der Knoblauchkruste, Tintenfischgröstl, dann noch Eis. Wir reden kaum übers Laufen.

(6.6.)

Salat aus jungem Spinat, lauwarmen Tomaten, grünem Spargel und Prosciutto und Parmesan, Lamm mit Safran, (Beilage vergessen, dabei war es so köstlich!), Millirahmstrudel mit Vanillesauce, W. trinkt außerdem ein Gin Tonic.

(10.6.)

Zitronenhuhn mit Couscous-Salat, Apfeltarte.

Was wir für Freund*innen haben, die das Wiedersehen mit solchen Köstlichkeiten verfeinern!

(11.6.)

„Können Sie bitte während des Parkens den Motor ausschalten.“ Ich gehe diesem Hobby schon länger nach, sodass ich Vergleiche über einen Jahreszeitraum herstellen kann. Neuerdings (es sind ja noch keine Post-Corona-Zeiten) wachsen die Widerstände. Im vergangenen Frühling war einiges an Einsicht, mitunter sogar Dankbarkeit bei den Angesprochenen bemerkbar, in den letzten Tage höre ich eher „Sicher nicht“, „Was glauben Sie eigentlich/lassen Sie mich in Ruhe“, „Die Taxler lassen auch den Motor laufen“, usw. Wenn es ein Aufbäumen vor dem letzten Losfahren wäre (wie die Erstverschlechterung in der Homöopathie), könnte ich es verstehen, aber ich fürchte, nein. Autofahren fällt wieder in die Rubrik Freiheit und Eigensicherung. Schlechter Move in jene ferne Zeit von Wiederaufbau nicht nur der Wirtschaft und des Konsums, sondern eben auch der sogenannten Individualität.

(12.6.)

Salat vom vergangenen Wochenende L. nachgekocht (weißer, weil es keinen grünen Spargel mehr gab), Pasta Genovese. We. bringt als Nachtisch Zitronentarte mit, weil ihr jüngerer Sohn Geburtstag hat.

(13.6.)

Schwarzes Risotto, grüner Salat mit Kernöl vom Bruder, Käse und selbstgemachtes Brot, Tarte Tatin und dann auf einen Absacker auf den Elisabethplatz, wo wir mittlerweile auch eine unkomplizierte Bar/Weinausschank haben und der liebe Besuch aus Salzburg auf die Musikerin trifft, die dann doch nicht einziehen konnte usw. Am Nachmittag waren wir endlich in der Donau anbaden und jetzt treffen alle möglichen Leute im Grätzel aufeinander, wo es trotzdem sehr gemächlich und entspannt zugeht. Der Karlsplatz ist ja mittlerweile ein totaler Ausgehotspot geworden, die lauschigen Zeiten um den Kiosk herum sind längst vorbei, wie schön, dass es für uns mittelalte Semester von der Oberen Wieden den E-Platz gibt. (Das hört sich an, als gingen wir alle auf die 80 oder 90 zu, wer weiß, wie sehr wir gealtert sind in den vergangenen 12 Wochen.)

Kathrin Röggl

Fremdschämen und Selberschämen am 12.6.

Klassisches Material für die Literatur: Für welche Geschichten man anfällig ist. Was man weitererzählt und was nicht. Wie verschieden man einer Meinung sein kann – nein, nicht Meinung, sondern wie verschieden Wirklichkeit wahrgenommen wird und wie unterschiedlich man verschiedener Meinung sein kann und wie es nicht darum gehen kann, einer Meinung zu sein. Wie gezwungen man sein kann, zu kooperieren, ohne sich im Entferntesten zu verstehen.

Drei Verschwörungstheorien am Tag sollten reichen, sage ich mir, ich meine jetzt direkt aus meinem Umfeld stammende, an mich gerichtete Verschwörungstheorien, nicht die aus irgendwelchen social media-Welten. Aber es ging einfach immer weiter. Ich fühlte mich beleidigt. Wie denken die Leute, mit mir reden zu können? Was denken sie, dass ich akzeptieren würde, oder ist das meiner Offenheit zuzurechnen? Während die einen aufatmen, die anderen global sterben, sind die dritten immer noch dagegen, dass das Phänomen überhaupt existiert, alles eine Erfindung der Pharmaindustrie! Einer schickte mir an jenem unseligen Freitag ein reichsbürgerartiges Pamphlet von der Besetzung der DDR durch die BRD, samt Lügenpresse etc. mit einer Gleichsetzung von Stalin und Schorlemmer, und die Datei des AFD-nahen Nachbarn zu Corona mache ich erst gar nicht auf, nachdem ich sehe, wer da noch alles auf jener Plattform publiziert. Am Ende lande ich im Gespräch mit einem Mediziner, der meinte, die ganze Corona-Debatte sei aufgebauscht von den Lobbys der Pharmaindustrie, das Robert-Koch-Institut verdiente doch an jedem Test, es gebe auch nicht mehr Tote als bei einer normalen Grippe usw. und so fort. Und überhaupt, die Wissenschaft, die Wissenschaft sei ja immer interessegeleitet, und gerade die Medizin! Jedes Zögern, jede Korrektur wird den öffentlichen Virologen vorgeworfen und der Politik. Und immer sitzt mir einer gegenüber (männl.), der es besser weiß, es immer schon besser gewusst hat. Wer hat das in Gang gesetzt, dass Übungen im Rechthaben alles andere verdrängen, was man noch als Gespräch bezeichnen könnte. Währenddessen rückt der brasilianische Präsident keine Zahlen mehr raus oder doch per Gerichtsbe-

schluss wieder rausrückt oder rückt sie doch per Gerichtsbeschluss wieder raus und Christian Drost vermutet, dass das Virus sich dereinst verharmlosen werde können zum Schnupfen.

„Ich kenne jemand in der Lombardei, der kennt alleine fünf Leute, die gestorben sind. Das sind quasi Direktkontakte. Das ist nicht erfunden, das ist nicht fiktiv.“ Wenn man sich solcherlei Sätze sagen hört, dann wird es Zeit aufzuhören. Nein, ich werde mich jetzt nicht über Todesarten streiten. Ich werde nicht Behauptungen anstellen. Das werde ich nicht, jetzt mit vermeintlicher Empirie kommen, weil die offizielle Darstellung nicht akzeptiert wird. Ich merke ohnehin, dass meine Gegenüber gar nicht reagieren auf das, was ich sage. Dass Argumente nicht greifen. Und doch habe ich gerade das gesagt. Es kam aus meinem Mund!

Die Welle nach der Welle könnte rechtspopulistischer, rechtsextremer bullshit werden und auch die Frage nach der Grenze, die man ziehen soll, ad absurdum führen. Die Welle nach der Welle könnte den Rest des sogenannten bürgerlichen Verstandes wegspülen, und dann gute Nacht. „Wenn man da genau nachrechnet, wenn man genau nachschaut, sind die ja gar nicht gestorben oder an was anderem gestorben.“ Könnte jeden Moment kommen. „Ach, die Militärlaster mit den Leichen – wer traut diesen Bildern?“

Ich treffe eine befreundete Schriftstellerin und frage, was sie gerade macht. „Gerade bin ich mit Überleben beschäftigt“, sagt sie. Wir stehen in einer Ausstellung. Ich überlege, ob ich hier ihren Namen nenne, weil es ja vielen so geht, weil das nichts ist, worüber man sich schämen sollte. Bekannte Namen, die plötzlich „tote Bücher“ geschrieben haben, die keine Auftritte mehr haben, die von der Berliner Senatskohle abhängig sind.

Eigentlich wollte ich mich gerade selbst schämen, weil ich bei einem Format mitgemacht habe, dass in meinen Augen nicht funktioniert hat, am Hamburger Bahnhof anlässlich der ohnehin schon sehr gehypten Ausstellung von Katharina Grosse, die die Ausstellungshallen nach der Corona-Pause wieder eröffnet. Ein per Video gefilmtes social-media-Gespräch zu dritt über dieses Werk, das meine Gesprächspartnerinnen in eher hagiographische Lobessätze ausbrechen ließ und mich stammeln. Ich hatte wenig Zeit, mich vorzubereiten, war

aber neugierig. Ein Werk mit Wirkung, etwas bombastisch. Für eine Frau toll, nicke ich ab, aber ist dieses Argument nicht sehr unterschlagend, dass es Künstlerinnen wie Mona Hatoum, Ayse Erkmen und Hito Steyerl gibt, die ebenfalls groß arbeiten? Das fiel mir nicht ein. Mir fiel ja nicht einmal der Name Caspar David Friedrich mit seinem Eismeer ein, ein Motiv, das in der Vorberichterstattung (die die Nachberichterstattung in der Kunstszene abgelöst hat) immer zitiert wird, ein Bezug, den die Künstlerin selbst kaltlässt. Dass mich solche Dinge beschäftigen, erzählt auch eine Geschichte.

Eigentlich wollte ich mich schämen, weil ich genauso in rassistischen Stereotypen gefangen bin in einem Konflikt mit anderen Nachbarn wie die, denen ich das vorwerfen würde. Oder habe ich nicht gedacht, man müsse denen die Müllsortierung erklären? Die kennen das nicht, wo die herkommen? Probleme haben Sie, Frau Röttgla, kann man mir zurufen – dabei war ich zwei Wochen aufs Blödeste krank. Kein Corona, sagte die Medizin.

Thomas Stangl

3.6. Die erste U-Bahnfahrt nach fast drei Monaten. Die Masken fallen mir nicht auf, nur die ein, zwei nackten Gesichter. Kurzkonversation mit anderen Menschen aus der Kategorie Eltern-eines-Schulkinds, ich habe das nicht verlernt (andererseits habe ich es auch nie gelernt, das macht es leichter). Dafür beim Einkaufen dann und wann Verblödungssignale an der Kasse, als könnte ich mich durch den Mundschutz hindurch nicht mehr verständlich machen und gleich auch nicht mehr meine Hände gebrauchen. (Der Kopf? Reden wir nicht vom Kopf.)

/

4.6. Gegeneinanderlaufende Impulse in der Suppe halbreflektierter Emotionen. Wunderbar, dass 50.000 Leute. Was, wenn ein, zwei sogenannte Superspreader.

/

8.6. Die Abschiedsstimmung im Tagebuchland, wo wir monatelang in braver Distanz und Schriftlichkeit mit- und nebeneinander gewohnt haben. Ich möchte grüßen und für Grüße danken.

/

9.-10.6. Auf dem Dach über dem Klopfbalkon, um zwei Uhr nachts, sprechen die Tauben im Schlaf. Heisere alte Tauben, die ab und zu flappend mit den Flügeln schlagen. Böse, kampferprobte alte Taubenmänner, die den Tod auf der Rechnung haben. Es ist manchmal schwer, sich von ihnen zu unterscheiden (nur kämpfen wir nicht oder tun so, als würden wir nicht kämpfen). Wir gehen schlafen.

/

Im Schlaf schreiben, im Schlaf heiser gurren und mit den Flügeln schlagen (ich glaube, ich weiß, wie das geht, man muss nur ein bisschen was vergessen).

/

10.6. Voodoo-Jürgens-Konzert in der Peepshow um die Ecke. Sekundärkunstwerke: die Menschenschlange von der Halbgasse bis zur Kaiserstraße, die vom Lokal Laterndl und der Boutique Angel-a auf der gegenüberliegenden Straßenseite aus vielfach fotografiert und gefilmt wird. Eine Installation sein. Menschengesichter in der Menschenschlange, die Möglichkeiten eines Lächelns und von Gesprächen. Eineinhalb Stunden Wartezeit, Bier vom Wirtshaus Schilling, mit Maske ins Etablissement geschleust werden etc. Alles ist nah und hinter Glas. Die ein wenig verkicherte Ironie des Ganzen: in einer Peepshow sein, ohne in einer Peepshow zu sein. Alle kennen Peepshows natürlich nur aus *Paris Texas*, und außerdem sind die meisten von uns Frauen.

Sich langsam im Kreis drehen und auf das neunfache eigene Spiegelbild schauen, während man tut, was man tut. (Immer langsamer singen, weil man sich sowieso dauernd im Kreis dreht?)

/

11.6. Mit dem Kopf gegen eine Betonmauer krachen, das kann schon helfen (sagte er müde in sich hinein und kuschelte sich tiefer in seine Decke).

/

13.6. Familientreffen im schwesterlichen Kleingarten, der erste heiße Tag. Alle leicht versehrt (Brandwunden, Prellungen, Kopfschmerz, Durchfall), Lachs essen und Sekt trinken (folglich oder dennoch). Eine Wespe stürzt senkrecht auf den Gartentisch, mit einem leisen Knall, taumelt ein wenig herum, lässt sich vom Tisch fegen, taumelt am Boden weiter herum, eine halbe Stunde später immer noch. Mögliche Insektenkrankheiten: können Wespen Schlaganfälle bekommen? Kleine Fliegen mit Wespenstreifenmimikry stehen wie Hub-schrauber senkrecht in der Luft. Eine dieser kleinen Fliegen wird alle paar Sekunden von einem winzigen Insekt angefliegen, gerät aus dem Gleichgewicht, dreht eine kleine Kurve und kehrt sofort wieder in die Ausgangsposition zurück. Sex? Krieg? Sport? Ritual? Ein merkwürdiges senkrecht fliegendes Insekt, schwarz mit großen Fühlern soll gestern im Garten gewesen sein. Verschwörungstheorien rund um Insekten entwickeln: getarnte biomorphe Drohnen, die ausgesandt wurden, um im Auftrag von [...] [...] zu verbreiten. Etc. Daraus ergibt sich natürlich auch eine ganz andere Erklärung für das Verhalten der Wespenmimikryfliege und des unbekanntes kleineren Insekts und den senkrechten Absturz der Wespe. Was für eine Erklärung. Ich kann dazu nicht viel sagen. Ich habe vergessen, wie man fliegt. Ich muss weiter, aber meine Hinterbeine tragen mich nicht mehr so recht, die Beine auf meiner linken Körperseite fühlen sich so schwach an. Ich muss wieder reinkommen. Ich muss mich einfach daran erinnern, wie man fliegt.

/

Mit dem Kopf gegen eine Betonmauer krachen, das kann schon helfen, sagte er zuletzt noch. (Glaube an die Wirklichkeit.) (Sturz auf die Tischplatte.)

Michael Stavarič: Corona-Tagebuch (Teil 13)

15. Juni

Ich habe schon als Kind erfahren, wie wichtig es ist, zwischen den unterschiedlichen Sprachen und Kulturen zu wechseln, gewissermaßen „über-zu-setzen“, um so etwas wie ein – im besten Sinne des Wortes – „miteinander“ zu generie-

ren. Als Autor und Übersetzer möchte ich hinzufügen: Die Übersetzung ist das kulturelle (und somit auch politisch-gesellschaftliche) Fundament unserer globalen Welt (ganz egal, wie stark diese coronabedingt bröckelt). Sie ist die Voraussetzung für ein Gespräch, und nur mit ihrer Hilfe können wir uns das Wissen und die Erfahrungen anderer aneignen. Wenn wir solche Dialoge zu führen gewillt sind, werden wir automatisch zu Vermittlern zwischen den Kulturen.

Als ich mit sieben Jahren nach Österreich kam, führte uns eine der ersten „Reisen“ ins Flüchtlingslager Traiskirchen. Ich war fasziniert von all dem, was die Stadt (und das Lager) zu bieten hatten – es gab tatsächlich Automaten, die Kaugummis ausspuckten, wenn man sie mit etwas Kleingeld fütterte, ich war vollkommen hin und weg. Abgesehen davon existierten keine Schlangen in Lebensmittelläden, es gab reichlich Schokolade und Bananen und allerlei andere nützliche Dinge, die ich nicht wirklich kannte: Hygieneartikel, alle nur denkbaren „Lotions“ (Deutsch war wirklich eine seltsame Sprache) und Polituren und Kondome.

Vor dem Flüchtlingslager tummelten sich damals ab und an Jugendliche mit geschorenen Köpfen, die uns verächtliche Blicke zuwarfen. Ich kannte bis dahin nur Menschengruppen mit Hammer und Sichel, Sowjetsternen und tiefroten Fahnen. Diese hier beschimpften mich damals als „Tschuschn“, eine – wie ich schon bald erfuhr – umgangssprachlich-verächtliche Bezeichnung im österreichischen Deutsch für einen Angehörigen slawischer bzw. orientalischer Herkunft.

Später wollte ich es natürlich näher wissen: Das Wort ist tatsächlich in verschiedenen slawischen Sprachen anzutreffen; im Kroatischen etwa findet man Ausdrücke wie „tuđ“ (tudsch) und „čudan“ (tschudan), im Slowenischen „tuj“, alles bedeutet mehr oder weniger „fremd“ bzw. „Fremder“. Die abwertende Verwendung dieser Ausdrücke (also im Deutschen) hat sich erst im Lauf der Zeit ergeben, „Tschuschn“ ist so gesehen lediglich ein Lehnwort, wie viele andere österreichische Ausdrücke auch. Es stammt angeblich aus dem Serbokroatischen, wo es früher verwendet worden war, um Lasttiere anzutreiben, ähnlich unserem „hü“ oder „hott“ (vorwärts!). Diese Antreiber sind folglich

gerne als „Tschuschen“ bezeichnet worden, was alles andere als abwertend gemeint war, ganz im Gegenteil. Als etwa bei der Besetzung von Bosnien-Herzegowina die „Tschuschenbuben“ mit ihren Mauleseln auftauchten, rann den Soldaten das Wasser im Mund zusammen – es gab endlich wieder was Ordentliches zu essen.

Einer Anekdote zu Folge hat das Wort noch einen anderen Ursprung – es soll nämlich aus dem Serbischen stammen, ein „tschuesch“ bedeutet dort „hörst Du?“ Und als während der Monarchie viele Serben im Eisenbahnbau eingesetzt wurden, hörten sich ihre Unterhaltungen für Deutschstämmige stets gleich an ... ein unverständliches, seltsames Gemurmel, gefolgt von einem „tschuesch“. Und bevor hier Mutmaßungen zu unserem „Tschüs“ folgen – dieses hat sich aus dem Spanischen und Französischen entwickelt, es bedeutet schlicht „geh mit Gott“.

Das Flüchtlingslager schien mir jedenfalls damals eine wichtige physische und mentale Grenze zu markieren – wir, die drin zu sein hatten, waren keine Österreicher ... und jene dort draußen sahen uns als unliebsame Fremde und zwielichtige Subjekte an. Die Mauern und Zäune um das Flüchtlingslager blieben zwar durchlässig, doch erinnerten sie mich weiter an den „Eisernen Vorhang“, diese ultimative Grenze, die wir bei unserer Flucht überwunden hatten.

Ich sehe heute eine Welt, in der Grenzen aller Art erneut auf dem Vormarsch sind – die Pandemie beschleunigt hierbei nur diverse „Distanzierungsprozesse“. Den Vermittlern zwischen unseren Kontinenten, Nationen und Gesellschaftsschichten wird künftig eine wesentlich größere Bedeutung zufallen, falls wir uns nicht in globalen (und lokalen) Konflikten und Kriegen aufreiben wollen.

So wie ich das sehe, sind unter anderem auch die „Tschuschn“ gefragt; all diejenigen, die es einst als Fremde irgendwohin verschlagen hat, ganz egal in welches Land (und welchen Kulturkreis). Wir sind schließlich die geborenen Vermittler: mehrsprachig, konflikterprobt (da oft genug angefeindet), und grundsätzlich mit einem „Blick über den Tellerrand“ ausgestattet, weil wir schon lange die Interkulturalität (vielleicht auch die Kunst der Diplomatie) in

uns getragen und gelebt haben. Wie schrieb doch mal Erich Kästner: Auch aus Steinen, die dir in den Weg gelegt werden, kannst du was Schönes bauen!

Daniel Wisser: Corona Diaries

15.06.2020

Ich glaube, das E-Mail wird bald aussterben. Oder für Deutsche: Ich glaube, die E-Mail wird bald aussterben. In einer Woche kam nur folgende/s Mail von der Bundesbahn an mich: *Neue Information zu Ihrer Reise am 26.06.2020, geplante Abfahrt um 08:22 Uhr*. Ach, da ist noch ein Ticket, das ich stornieren muss.

14.06.2020

Die Fluglinie AUA der deutschen Lufthansa wurde vom Österreichischen Staat mit großzügigen Hilfsgeldern bedacht, damit keine Arbeitsplätze verloren gehen und kündigt als ersten Schritt an 1.100 Beschäftigte abzubauen.

13.06.2020

Ein Verwaltungsgericht hat nun verfügt, dass die Strafe, die jemand für einen Privatbesuch während des Lockdowns erhalten hatte, nicht gerechtfertigt war und der zu Unrecht bestraften Person zurückgezahlt werden muss. Es zeigt sich immer klarer und daraus sollte man – für eine zweite Welle oder eine künftige Pandemie – sehr wohl Lehren ziehen, dass jede Regierung gut beraten ist, an die Verantwortung der Bürger zu appellieren und Empfehlungen abzugeben. Es hätte denselben Effekt. Nein, es hätte nicht denselben Effekt, denn man würde es gerne tun und es brauchte kein Blaulicht, keine Geldstrafen und kein martialisches Geschrei (das Ausnahmegesetz war ja nur eine Kopie des *Kriegsgesetzes*, das 1914 erlassen worden war, daher ist hier mit *martialisch* wirklich martialisch gemeint).

12.06.2020

Bisher nichts geschrieben. Nachmittag hielt ich mich in der Wohnung auf und machte ein paar Ordnungen. Über das fehlende Wiener Kulturleben nachgedacht und geplaudert, oder (besser:) über das fehlende Künstler-Treiben

und die fehlende Künstler-Geselligkeit. (Dieser Tagebucheintrag ist nicht von mir, sondern von Andreas Okopenko und beschreibt den 12. Januar 1953.)

11.06.2020

In Österreich gibt es ein Alois-Mock-Institut, das von Spielsüchtigen finanziert wird.

10.06.2020

Die Österreichische Zeitungslandschaft (wieso eigentlich *Landschaft*?) fällt als Berichterstatter über tatsächliche Vorkommnisse in diesem Land völlig aus. Gestern wurde bekannt, dass der Österr. Bundeskanzler sich mit dem Vorsitzenden der Casinos Austria getroffen hat, um den Vorstand ohne öffentliche Ausschreibung nach politischem Willen zu bestellen und --- es wird nicht darüber berichtet. Dafür gibt es andere Nachrichten: Ex-Kanzler Kern (er heißt in den Nachrichten, nicht wie andere Altkanzler *Altkanzler*, sondern *Ex-Kanzler*) ist in China.

09.06.2020

Wenn es je wieder Literaturveranstaltungen geben wird, dann haben wir das den Salzburger Festspielen zu verdanken, deren Hauptsponsor, die Firma Gazprom, die Regierung nicht völlig verärgern möchte. Das erste Mal in meinem Leben erkenne ich einen Sinn dahinter, das drittklassige Hofmannsthal-Stück *Jedermann* jedes Jahr aufzuführen.

08.06.2020

Weiters braucht der wirklich rasende Tagebuchsreiber eine Möglichkeit, jemand anderem zu diktieren, wie es ihm während des Tagebuch-Schreibens geht. Denn während er schreibt und damit aufschreibt, wie es ihm gerade ergangen ist, geht das Erleben während des Schreibens selbst damit verloren.

07.06.2020

Wenn ich um 06:00 Uhr aufstehe und alles zum Schreiben vorbereite, dauert es bis 06:24 Uhr, bis ich zu tippen beginne. 24 Minuten. In der Literatur findet man dazu wenig Rat. Ich weiß aber, dass Karl May sich damit beschäftigt hat: Sogar das Aufblicken zu seinem Tintenfasschen, das sein musste, damit der die Feder eintauchen konnte, war ihm eine zu lange Ablenkung vom Schreiben. Er ließ sich daher eine Mulde im Schreibtisch aushobeln, goß Tinte hinein und

erzeugte so einen Tinte-See, in den er die Feder stecken konnte, ohne die Augen vom Blatt abzuwenden.

06.06.2020

Ich bitte alle Menschen, die ich treffe und die seit dem Lockdown schon wieder Bahn gefahren sind, mir davon zu erzählen. Heraus kommt aber dabei nicht mehr, als dass die Züge sehr leer sind und das Tragen der Maske nervt. Ich hätte eigentlich ganz andere Fragen. Und ich überlege mir ernsthaft eine ganz ziellose Bahnfahrt zu machen, zum Beispiel nach Feldkirch, nur um sofort wieder zurückzufahren. Vielleicht kann man einen Raum erleben, den es nie wieder geben wird.

05.06.2020

Der neue Trend ist einerseits Coolness: Ohne Maske in den Supermarkt spazieren. Dann aber vor der Kassa schnell den Kragen einer Jacke oder eines Sakkos hochzuziehen und vor den Mund zu halten.

04.06.2020

Schon während des Lockdowns habe ich festgestellt, dass die Menschen kaum E-Mails geschrieben haben. Nun, auch das kann als besondere Form der Entschleunigung gewertet werden. Beim Blick in den Deleted-Ordner stelle ich aber fest: Seit Corona gibt es viel weniger Spam. Das ist nun wieder eine sonderbare Entdeckung. Ich wäre auch neugierig auf die Kriminalstatistik während der Corona-Zeit. Überhaupt ist verdächtig, dass seit Monaten kein Politiker mehr eine Kriminalstatistik (nicht einmal eine erlogene oder falsche) publiziert hat.

03.06.2020

Es hat sich schon bis ins Finanzministerium durchgesprochen: Heuer fällt NIEMAND durch.

02.06.2020

Aus allen Richtungen fliegt einem der gute Ratschlag (inzwischen klingt er wie eine Drohung) zu, man solle sein Lieblingsgasthaus unterstützen. In 99% der Fälle wird im nächsten Satz das Schweizerhaus genannt. Ich habe nun ganz und gar nichts gegen das Schweizerhaus. Aber ich habe etwas dagegen, wenn man mir sagt, wo ich hingehen soll, wo ich Urlaub machen soll, etc. Oder es

gibt eben nur ein Lieblingsgasthaus auf der Welt, so wie es nur einen chinesischen Künstler (Ai Weiwei) und nur einen Streetartist (Banksy) auf der Welt gibt.

Biografien

Helena Adler, geboren 1983 in Oberndorf in einem Opel Kadett. Lebt bei Salzburg. Studium der Malerei am Mozarteum sowie Psychologie und Philosophie in Salzburg. Debüt: *Die Infantin trägt den Scheitel links* (Jung & Jung 2020).

Bettina Balàka, geboren 1966 in Salzburg, studierte Englisch und Italienisch und lebt nach mehreren Auslandsaufenthalten (England, USA) als freie Schriftstellerin in Wien. Zuletzt: *Die Tauben von Brünn* (Deuticke 2019).

Birgit Birnbacher, geboren 1985 in Schwarzach im Pongau, studierte Sozialwissenschaften und lebt als Soziologin und Schriftstellerin in Salzburg. Bachmann-Preisträgerin 2019. Zuletzt: *Ich an meiner Seite* (Zsolnay 2020).

Melitta Breznik, geboren 1961 in Kapfenberg, studierte Humanmedizin, spezialisierte sich als Fachärztin in Psychiatrie und Psychotherapie. Sie lebt und arbeitet im Kanton Graubünden. ProLitteris-Preis für Literatur 2020. Zuletzt: *Mutter. Chronik eines Abschieds* (Luchterhand 2020).

Ann Cotten, geboren 1982 in Iowa (USA), kam mit 5 Jahren nach Wien, wo sie Germanistik studierte. Lebt als Schriftstellerin, Übersetzerin und Literaturtheoretikerin in Wien und Berlin. Zuletzt: *Lyophilia* (Suhrkamp 2019).

Nava Ebrahimi, geboren 1978 in Teheran, studierte Journalismus und Volkswirtschaftslehre in Köln, lebt als Schriftstellerin in Graz. Debütpreis des Österreichischen Buchpreises 2017 für den Roman *Sechzehn Wörter* (btb 2017), Morgenstern-Literaturpreis 2019. Zuletzt: *Das Paradies meines Nachbarn* (btb 2020).

Valerie Fritsch, geboren 1989 in Graz. Schriftstellerin, Fotografin, Reisende. Kelag-Preis und Publikumspreis beim Bachmann-Wettbewerb 2015. *Winters Garten* (Suhrkamp 2015) war für den Deutschen Buchpreis 2015 nominiert. Zuletzt: *Herzklappen von Johnson & Johnson* (Suhrkamp 2020).

Monika Helfer, geboren 1947 in Au/Bregenzerwald, lebt in Vorarlberg. Sie hat zahlreiche Romane, Erzählungen und Kinderbücher veröffentlicht. *Schau mich an, wenn ich mit dir rede* (Jung & Jung 2017) war für den Deutschen Buchpreis nominiert. Zuletzt: *Die Bagage* (Hanser 2020).

Lucia Leidenfrost, geboren 1990 in Frankenmarkt (OÖ), studierte Germanistik, Skandinavistik und Linguistik in Tübingen. Lebt in Mannheim. Debüt: *Wir verlassenen Kinder* (Kremayr & Scheriau 2020).

Christian Mähr, geboren 1952 in Feldkirch, studierte Chemie und war jahrelang als Journalist (ORF, Ö1) tätig. Seit 2010 ist er freier Schriftsteller. Er lebt in Dornbirn. Zuletzt: *Carbon* (Braumüller 2020).

Robert Pfaller, geboren 1962 in Wien, studierte Philosophie, ist nach Gastprofessuren in Chicago, Berlin, Zürich und Straßburg Professor für Philosophie und Kulturwissenschaft an der Kunstuniversität Linz. Zuletzt: *Erwachsenensprache. Über ihr Verschwinden aus Politik und Kultur* (S. Fischer 2017).

Benjamin Quaderer, geboren 1989 in Feldkirch, aufgewachsen in Liechtenstein, studierte Literarisches Schreiben in Hildesheim und in Wien. Arbeitete für die Literaturzeitschrift „BELLA triste“ und das „PROSANOVA 2014 – Festival für junge Literatur“. Debüt: *Für immer die Alpen* (Luchterhand 2020).

Julya Rabinowich, geboren 1970 in St. Petersburg, lebt als Autorin, Bildende Künstlerin, Dolmetscherin und Kolumnistin (*Der Standard*) in Wien. Zuletzt: *Hinter Glas*. Jugendroman (Hanser 2019).

Angelika Reitzer, geboren 1971 in Graz, studierte Germanistik und Geschichte, lebt in Wien. Schriftstellerin, Lehrtätigkeit am Institut für Sprachkunst an der Universität für Angewandte Kunst Wien. Zuletzt: *Obwohl es kalt ist draußen*. Roman (Jung und Jung 2018).

Kathrin Röggl, geboren 1971 in Salzburg, lebt in Berlin-Neukölln. Schreibt Prosa, Hörspiele und Theatertexte. Zuletzt: *Der Elefant im Raum* (Akademie der Künste 2019).

Thomas Stangl, geboren 1966 in Wien, studierte Philosophie und Hispanistik und lebt und arbeitet in Wien. Schillerpreis 2019. Zuletzt: *Die Geschichte des Körpers: Erzählungen* (Droschl 2019).

Michael Stavarič, geboren 1972 in Brno, studierte Bohemistik und Publizistik / Kommunikationswissenschaft, lebt als freier Schriftsteller, Literaturkritiker, Übersetzer und Dozent in Wien. Zuletzt: *Fremdes Licht* (Luchterhand 2020).

Daniel Wisser, geboren 1971 in Klagenfurt, lebt als Autor und Mitglied des Ersten Wiener Heimorgelorchesters in Wien. Für seinen letzten Roman *Königin der Berge* (Jung und Jung 2018) erhielt er den Österreichischen Buchpreis 2018 und den Johann-Beer-Preis 2018.